

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Brotgewinnung im Wandel der Zeiten

[urn:nbn:de:bsz:31-338351](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338351)

schenunwürdig benimmt. Das Wesen des Menschen hat auch eine animalische Seite und ist durch diese mit dem Tier verbunden. Er kann diese animalische Seite seines Wesens durch seinen Geist, seine Vernunft und seinen moralischen Willen beherrschen, unter Umständen aber auch die Macht darüber verlieren und eben dadurch unter die animalische Stufe sinken. Das Tier hat neben seinen außerordentlichen körperlichen und sinnlichen Fähigkei-

ten, durch die es dem Menschen größtenteils weit überlegen ist, auch wertvolle seelische Eigenschaften und Fähigkeiten aufzuweisen. Aber es bleibt, was es ist, nämlich ein naturgebundenes, rein animalisches Wesen. Das ist seine Unterlegenheit gegenüber dem Menschen, aber in gewisser Weise auch sein Vorzug.

Aus Heft 5/1949 des Kosmos — Handweiser für Naturfreunde — Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart.

Brotgewinnung im Wandel der Zeiten

Oberlandwirtschaftsrat i. R. J. Mader in Karlsruhe

Die Not hat den heutigen Menschen wieder die Bedeutung der bekannten Bitte des Vaterunsers um das tägliche Brot zum Bewußtsein gebracht. Die Sorge um das tägliche Brot, um die Sicherstellung der Ernährung, ist immer die Hauptsorge der Menschen gewesen. Brot im eigentlichen Sinne, wozu der Ackerbau das Getreide liefert, hat zu allen Zeiten die Grundlage der Nahrung gebildet. Erst in der Neuzeit sind die in Deutschland noch nicht 300 Jahre angebauten Kartoffeln ein wichtiger Bestandteil der Nahrung, und in der Not vielfach die Hauptnahrung geworden. Bevor es Kartoffeln gab, ist unseren Vorfahren in Deutschland die Beschaffung einer ausreichenden Nahrung nicht leicht gewesen, und vielfach ist sie in heißen oder nassen Jahren oder durch Kriegsereignisse gefährdet worden.

Über die vorgeschichtliche Zeit läßt sich nur ein Bild gewinnen aus den Funden, die aus Überresten von Siedlungen oder auch aus Gräbern herrühren. Daraus läßt sich als früheste Zeit des Ackerbaues in Deutschland die jüngere Steinzeit feststellen. Als Steinzeitalter bezeichnet man die vorgeschichtliche Zeit, in der die Menschen noch keine Metalle kannten, aber schon aus Holz und harten Steinen, später auch aus Knochen einfache Werkzeuge und auch Waffen herzustellen wußten.

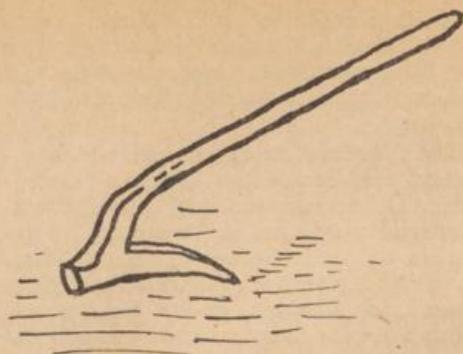
Die jüngere Steinzeit wird von der Wissenschaft etwa in die Zeit von 3000 bis um 2000 Jahre vor Chr. gelegt. Manche Forscher rechnen als Beginn derselben schon etwa 4000 Jahre v. Chr. oder noch früher. Wohl ist anzunehmen, daß auch schon vorher, in der älteren Steinzeit, in Deutschland Menschen gelebt haben. Eine stärkere Besiedlung hat aber nicht bestanden; die wenigen Menschen haben in der primitivsten Weise

gelebt, sie hatten keine festen Wohnsitze und beschafften sich ihre Nahrung durch Jagd und durch Sammeln von Früchten und wildwachsenden Pflanzen.

Von dieser ältesten und primitivsten Form des Daseins hebt sich die schon ziemlich hoch entwickelte Kultur der jüngeren Steinzeit deutlich ab. Die Menschen waren jetzt sesshaft und hatten nach unseren Begriffen eine schon gut entwickelte Landwirtschaft. Ein allmählicher Übergang aus den einfachsten Verhältnissen der vorausgegangenen Zeit zu der schon verhältnismäßig hochstehenden Kultur der jüngeren Steinzeit ist nirgends gefunden worden, weshalb vermutet wird, daß die Menschen der jüngeren Steinzeit aus dem Osten, etwa der Donau folgend, eingewandert sind und die Pfluggkultur, wie sie auch genannt wird, mitgebracht haben, deren Heimat vielleicht Vorderasien ist.

In unserer engeren Heimat, im Südwesten von Deutschland, konnten Siedlungen aus der jüngeren Steinzeit u. a. nachgewiesen werden in der Gegend von Heidelberg, auf dem Michelsberg bei Untergrombach, in der Nähe von Freiburg, bei Großgartach in Württemberg; auch die Pfahlbauten am Bodensee und an Seen in der Schweiz gehören in diese Zeit. Die Menschen wohnten bereits in festen Siedlungen und hatten Hütten, die sie aus Holz, Flechtwerk und Lehm gut und wohnlich herzurichten wußten. Die Ansiedlungen sind offenbar den von Natur waldfreien Gebieten gefolgt und finden sich darum in Landstrichen mit Lößboden und Sandboden. Ein Ackerbau war mit den ganz primitiven Geräten nur auf diesen leichten Böden möglich.

Die Landwirtschaft der jüngeren Steinzeit hatte Ackerbau und Viehhaltung. An Haustieren wurden Rinder,



Urform des Pfluges

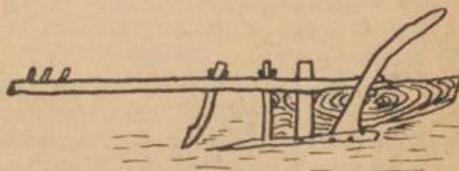
Schweine, Schafe und Ziegen gehalten, als Zugtiere dienten Rinder im Doppeljoch eingespannt, das Pferd erscheint als Haustier erst später. Der Ackerbau war fast ausschließlich Getreidebau. In den Siedlungen gefundene Getreidekörner zeigen als Getreidearten mehrere Sorten Weizen, ferner Gerste und Hirse. In der Herauszüchtung des Getreides aus den wildwachsenden Gräsern, aus denen die für die Nahrung brauchbaren ausgewählt, weiter gebaut und durch züchterische Auslese bis zu den Getreidearten verbessert wurden, liegt ohne Zweifel eine erstaunliche Leistung der Pflanzenzucht, die sicher eine vorausgegangene lange Zeit beansprucht hat. Zur Ansaat des Getreides wurde der Boden mit einem hölzernen Haken aufgerissen. Wahrscheinlich wurde zum Einebnen des Bodens anstatt der noch fehlenden Egge ein Geflecht aus Reisig oder Dornen verwendet. Zur Ernte des Getreides diente ein Steinmesser, aus dem sich später die Sichel entwickelt hat. Das Korn wurde gewonnen durch Ausreiben mit der Hand oder auch durch Schlagen mit Prügeln. Die Spreu wurde entfernt durch Ausblasen mit dem Mund, frühzeitig auch durch Worfeln d. h. durch Werfen gegen den Wind. Aufbewahrt wurde das Getreide in trockenen Gruben. Aus dem durch Mahlsteine verriebenen Getreide wurde ein Fladen hergestellt, eine Art Brot, das wohl die Hauptnahrung gewesen ist. Um es schmackhafter zu machen, wurde auch schon Mohn oder Leinsamen zugesetzt; die Ölgewinnung aus diesen Sämereien durch Auspressen scheint noch nicht bekannt gewesen zu sein. Jedenfalls wurde aus Getreide für die Nahrung auch eine Grütze bereitet, wie sie heute noch in manchen Gegenden einen wichtigen Teil der Nahrung bildet.

Außer Getreide sind als landwirtschaftliche Nutzpflanzen in geringerem Umfange

auch schon Hülsenfrüchte (Ackerbohnen, Erbsen, Linsen) bekannt, als Gespinstpflanzen Lein und Hanf, von Gewürzpflanzen im Garten Mohn und Pastinak.

Im ganzen zeigt also die Landwirtschaft der jüngeren Steinzeit schon ein ziemlich fertiges und einheitliches Bild und eine hohe Entwicklungsstufe.

Auf die Steinzeit folgte etwa nach 2000 v. Chr. die Metallzeit. Die Menschen kannten jetzt die Metalle, zuerst nur die Bronze, eine Legierung von Kupfer und Zinn, und erst viel später, etwa vom Jahre 1000 v. Chr. an, das Eisen. Die Menschen hatten in den Metallen, die sich rasch verbreitet haben, einen besseren Werkstoff für die Herstellung von Waffen und Gebrauchsgegenständen. Der Ackerbau hatte in der Metallzeit den Vorteil, daß die Bodenbearbeitung besser ausgeführt werden konnte. Die Urform des Pfluges, der Haken zum Aufreißen des Bodens, wurde allmählich zum Pfluge weiter entwickelt, zuerst durch Anbringen einer Metallspitze als Pflugschar; später wurden dann Sohle und Streichbrett ausgebildet, das letztere anfänglich aus Holz, wie der Name sagt. Der Pflug war damit zu einem bodenwendenden Gerät geworden. Im allgemeinen hat der fast nur dem Getreidebau dienende Ackerbau von der Steinzeit an durch die Bronze- und Eisenzeit hindurch bis in die geschichtliche Zeit, abgesehen von der Verbesserung der Geräte, sonst keine wesentlichen Fortschritte gemacht. Im Getreidebau ist lediglich zu beobachten, daß in der Eisenzeit der Roggenbau aufgekommen ist, der vom Osten her eingeführt wurde. Hafer wird jetzt ebenfalls gebaut.



Germanischer Pflug des Mittelalters

Eine Ausdehnung der Ackerbaufläche durch Rodung von Wald war in der Steinzeit ganz unmöglich und ist auch in der Metallzeit nicht in größerem Umfange vorgenommen worden. Mit der Zunahme der Bevölkerung mußte naturgemäß der Nahrungsraum zu eng werden. Die Folge war, daß ganze Volksstämme auf der Suche nach größerem Lebensraum sich auszudehnen suchten und vorwärts drängten. In dem Gebiete des

heutigen Deutschland waren so Jahrhunderte hindurch die Menschen in Bewegung, deren Höhepunkt in der geschichtlichen Zeit die sogenannte Völkerwanderung bildete, in der germanische Völker bis nach Italien und sogar bis Spanien vordrangen. Erst nach der Völkerwanderung ist in der Landwirtschaft in Deutschland eine ungestörte Weiterentwicklung zu verfolgen.

Um die Zeit von Christi Geburt treten die Völker Deutschlands in das Licht der Geschichte. Die Römer haben um Christi Geburt den südwestlichen Teil von Deutschland unter ihre Herrschaft gebracht, wo bis dahin seit etwa 2 bis 3 Jahrhunderten die Kelten, ein helvetischer Volksstamm, sesshaft waren, die einen guten Ackerbau hatten. Bemerkenswert ist, daß die Römer bei ihrem Eindringen in Deutschland hier einen besseren Pflug antrafen, als ihn das alte Rom kannte. Ein römischer Schriftsteller berichtet sogar von einem in Deutschland gebräuchlichen Erntewagen, der durch verkehrt eingespannte Zugtiere durch das Getreidefeld geschoben wurde. Man könnte darin einen Vorläufer der Mähmaschine sehen. Von den Getreidearten haben die Römer Roggen und Hafer erst in Deutschland kennengelernt, dagegen haben sie die deutsche Landwirtschaft im Wein- und Obstbau vorwärts gebracht und haben verschiedene Arten von Gemüse eingeführt. Mit dem Eindringen von germanischen Völkern vom Norden her hat die Herrschaft der Römer in Deutschland ihr Ende gefunden. Am Ende der Völkerwanderung finden wir im Gebiet des Landes Baden die Alemannen im südlichen Teil und die Franken im nördlichen Teil sesshaft, die dann späterhin den Kern der Bevölkerung gebildet haben.

Die Landwirtschaft hat in Deutschland nach der Völkerwanderung, also vom 5. Jahrhundert n. Chr. an, die Ausgestaltung erfahren, die sie über das Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit gehabt hat. Das Ackerland wurde durch Rodung von Wald ausgedehnt. Zur Urbarmachung des Landes haben die Klöster viel beigetragen. Allgemein setzte sich in den Dorfgemeinschaften die Gewinnwirtschaft mit Einteilung in drei Fluren durch. Daraus ist die Dreifelderwirtschaft entstanden mit Winterung, Sommerung und Brache. In der Zeit von Karl dem Großen (um 800) war die Dreifelderwirtschaft die übliche Anbauweise, sie war für die Dorfgemeinschaften durch die Regelung des Getreidebaues ohne Zweifel ein Vorteil.

Auch in Einzelhöfen ist die Dreifelderwirtschaft zu finden. Im Gebirge kommt es auch zur Feldgraswirtschaft, eine Anbauweise, die sich im höheren Schwarzwald bis heute erhalten hat.

Das Ackerland diente nach wie vor hauptsächlich dem Getreidebau. Während im nördlichen Deutschland der Roggen die Hauptbrotfrucht wurde und bis in unsere Zeit geblieben ist, hat im Südwesten, auch in Baden, im Mittelalter der Spelz (Dinkel) eine größere Ausdehnung erfahren, er ist bis zum 19. Jahrhundert die Hauptbrotfrucht gewesen und ist erst in unserer Zeit durch den ertragreicheren Weizen zum größten Teil verdrängt worden. Seltener wurde Einkorn gebaut. Von der Gerste ist neben der uralten 6zeiligen auch die 2zeilige aufgekommen.

Der Ackerbau war im deutschen Lande seit der Römerzeit nur langsam weitergekommen. Der Pflug ist noch lange derselbe, wie ihn die Römer bereits angetroffen haben, eine Egge ist aber jetzt gebräuchlich. Die Düngung mit Stallmist hat nach und nach eine allgemeine Verbreitung gefunden, auch wurde vielfach eine Kalkdüngung mit Mergel vorgenommen.

Zur Zeit von Kaiser Karl dem Großen hatten königliche Hofgüter die Aufgabe der Versorgung des königlichen Hofes mit Nahrungsmitteln. Etwa um das Jahr 800 hat Kaiser Karl Inventarisierungen (Bestandsaufnahmen) der königlichen Hofgüter angeordnet, einige der Inventarien sind erhalten geblieben. In diesen werden recht ansehnliche Vorräte an Getreide aus neuer und vorjähriger Ernte aufgeführt, woraus zu schließen ist, daß der Getreidebau schon gute Erträge erbracht hat. Erhalten ist aus dieser Zeit auch ein Erlaß an die königlichen Höfe (capitulare), in dem sich u. a. eine Vorschrift für den Getreidebau befindet:

„daß jeder Amtmann sich überlege, auf welche Weise er stets gutes und bestes Saatgut bekomme, selbstgebautes oder wo anders her“. Auf die Herrichtung von Saatgut und auf Saatgutwechsel hat man also schon damals Wert gelegt.

Das spätere Mittelalter hat im Ackerbau keine wesentlichen Fortschritte gemacht.

Erst in der Neuzeit, etwa vom 17. Jahrhundert an, wurde die Landwirtschaft in Deutschland umgestaltet. Das Brachland wurde jetzt in der Hauptsache mit Hackfrüchten und Futterpflanzen eingebaut, von Bedeutung ist besonders der Anbau der Kartoffel, die sich rasch verbreitet hat, nachdem man in ihr

eine wertvolle Nährpflanze erkannt hatte, die eine Hungersnot nicht mehr aufkommen ließ. Der Anbau des Brachlandes ist auch dem Getreidebau durch bessere Bodenbearbeitung und Düngung und durch die Unkrautbekämpfung zu Gute gekommen.

Den größten Fortschritt aller Zeiten hat die Landwirtschaft aber erst in den letzten 100 Jahren erlebt. Von allen Erzeugnissen der Landwirtschaft konnten in dieser Zeit die Erträge ganz bedeutend gesteigert werden. Man ist außerhalb der Landwirtschaft vielfach geneigt, die Mehrerzeugung ganz oder in der Hauptsache den Mineraldüngern (früher allgemein als Kunstdünger bezeichnet) zuzuschreiben, die in unserer Zeit auch in den kleinsten und entlegensten Betrieben zur Anwendung kommen. Die Mineraldünger könnten aber gar nicht richtig wirken, wenn nicht die neuzeitliche Bodenbearbeitung mit immer wieder verbesserten Geräten und Maschinen den Kulturpflanzen einen besseren Standort gäbe und die Pflanzenzüchtung leistungsfähigere Sorten herausgebracht hätte, die erst im Zusammenwirken mit der stärkeren Düngung und besseren Bodenbearbeitung die höheren Erträge ermöglichen. Dazu bietet die chemische Industrie wirksame Abwehrmittel gegen Schädlinge und Pflanzenkrankheiten. Landwirtschaftliche Schulen, Fachzeitschriften, Vorträge und Ausstellungen sorgen dafür, daß die neuzeitlichen Hilfsmittel der Landwirtschaft überall durchdringen.

Die Hektarerträge der beiden wichtigsten Nährpflanzen, Getreide und Kartoffeln, sind heute ziemlich doppelt so hoch als vor 100 Jahren; bei Getreide sind sie vor Beginn des letzten Krieges etwa gewesen: Weizen 22 dz, Roggen 19 dz, Gerste 21 dz, Hafer 20 dz.

Es wäre ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß damit ein Höhepunkt erreicht sei. Heute lacht man über die Äußerung des Vorsitzenden eines landwirtschaftlichen Bezirksvereins vor etwa 100 Jahren, die in der Geschichte des badischen landwirtschaftlichen Vereins zu finden ist. Dieser hat gelegentlich einer Umfrage, wie die Landwirtschaft gefördert werden könnte, die Ansicht vertreten, daß die Landwirtschaft bereits einen Kulminationspunkt erreicht hätte, über den hinaus ein weiterer Fortschritt nicht mehr möglich wäre. Die heutigen Menschen wissen, daß die Zeit nicht stille steht und daß wissenschaftliche Forschung und Technik neue, bisher noch unbekannte Wege weisen können zur weiteren Steigerung der Erträge der Landwirtschaft.

Worauf es aber in unserer Zeit ankommt, ist die weitgehendste Ausnutzung der bereits vorhandenen und anwendbaren Hilfsmittel. Schon vor mehr als 20 Jahren hat einer der bedeutendsten Männer der deutschen Landwirtschaft die Ansicht ausgesprochen, daß in dem Gebiete des damaligen deutschen Reiches die Landwirtschaft die hauptsächlichsten Nahrungsmittel zur Ernährung einer Bevölkerung von 100 Millionen Menschen liefern könnte, wenn alle bereits zur Verfügung stehenden Hilfsmittel in allen Betrieben richtig zur Anwendung kämen. Die Richtigkeit dieses Ausspruches mit Anwendung auf den Getreidebau beweist schon die einfache Tatsache, daß die Hektarerträge in gut geleiteten, größeren Betrieben durchweg wesentlich höher liegen, als die oben genannten Durchschnittserträge, während sie von den mittleren und kleineren Betrieben, die nach Zahl und bewirtschafteter Fläche in Deutschland ausschlaggebend sind, meist nicht erreicht werden. In unserer Zeit wird darum angestrebt, gerade die kleineren Betriebe zu größeren Leistungen zu bringen, um die Einfuhr von Nahrungsmitteln, hauptsächlich von Brotgetreide in das überbevölkerte Deutschland möglichst zu verringern.

Die Not ist immer der mächtigste Hebel des Fortschritts gewesen. Sie drängt in unserer Zeit dazu, daß die Zusammenlegung der Grundstücke beschleunigt zur Durchführung kommt, um die großen Nachteile der Besitzersplitterung in der Landwirtschaft auszugleichen, die beim Getreidebau sich besonders ungünstig auswirkt. In einer einzigen Gemarkung ergibt die Gesamtfläche der Randstreifen mit verringertem Ertrag von allen Getreidefeldern ein großes Gelände und bei einem durchschnittlich nur auf 20 v. H. geschätzten Minderertrag einen großen Ernteverlust.

Es ist keine Frage, daß eine Zusammenlegung der Grundstücke die Erzeugung der Landwirtschaft gewaltig vorwärts bringen würde. Der Hauptvorteil wäre die Möglichkeit der Verwendung von Schleppern auch im bäuerlichen Betrieb und damit eine wesentliche Verbesserung der Ackerwirtschaft; im Getreidebau könnte dann allgemein mit der Drillmaschine gesät und gehackt werden. Die Zusammenlegung von Grundstücken würde aber einschneidende Zwangsmaßnahmen mit sich bringen und große Kosten verursachen, weshalb sie wohl in absehbarer Zeit noch nicht kommen wird.

Unsere Zeit duldet aber kein langes Zuhalten. Es muß darum auch nach Sofortmaßnahmen Umschau gehalten werden, um die bisher schon erprobten und bewährten Hilfsmittel der Landwirtschaft in gemeinnütziger und genossenschaftlicher Zusammenarbeit ohne große Aufwendungen den bäuerlichen Betrieben mehr zugänglich zu machen. Als ein gutes Beispiel dafür können die Saatreinigungsanlagen dienen. Es wäre im Getreidebau viel gewonnen, wenn jeder Landwirt nur bestes, unkrautfreies und richtig gebeiztes Saatgut zur Aussaat bringen würde. Hier hilft die Saatreinigungsanlage, die neueste Maschine für den Getreidebau, die ein bäuerlicher Betrieb sich nicht zulegen, die aber durch Gemeinden oder Genossenschaften zur gemeinsamen Benützung für eine geringe Gebühr aufgestellt werden kann. In Baden sind bis zu Beginn des letzten Krieges schon in annähernd 400 Gemeinden solche Anlagen beschafft und mit bestem Erfolg be-

nützt worden. Nach den Erfahrungen der bäuerlichen Maschinengenossenschaft Häusern in Württemberg kommt Professor Dr. Münzinger in seinem Bericht über die Jahre 1931 bis 1934 zu dem Ergebnis:

„Es gibt wohl kaum eine Maschine, die bei genossenschaftlicher Beschaffung in einem Bauerndorfe größeren Segen zu stiften in der Lage ist, als die Getreidereinigungsanlage.“

Ein Gang durch die Jahrhunderte und Jahrtausende läßt die Erzeugung von Nahrungsmitteln im Ackerbau schon bei der ersten Beobachtung in der vorgeschichtlichen Zeit auf einer beachtlichen Höhe erkennen, sie ist in stetigem Fortschreiten, das noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Die in unserer Zeit verlangte weitgehende Zusammenlegung der Grundstücke würde die Erzeugung am meisten fördern. Genossenschaftliche und gemeinnützige Zusammenarbeit kann Nachteile der bäuerlichen Betriebe ausgleichen.

Dipl.-Garteninspektor Runge in Karlsruhe

Blumen im Garten

Die große Arbeitslast, die die Landfrau zu bewältigen hat, läßt ihr meist nur wenig Mußestunden und Möglichkeiten, sich mit Dingen zu beschäftigen, die nicht unmittelbar in den Rahmen des täglichen, unabänderlichen Aufgabenkreises fallen. Doch darf man bei allen Sorgen und Mühen des Alltags nicht vergessen, daß ein wenig Erholung und eine freundliche Umgebung neue Kräfte vermitteln, die Tagesarbeiten zu meistern und den Geist frisch zu erhalten. Aus diesem Grunde sollte auch die Zeit zur Pflege eines Blumengartens gefunden werden, und die für einen solchen aufgewendete Arbeit nicht als nutzlos und verloren angesehen werden. Wie schön und freundlich wirkt ein Haus, das von einem Blumengarten begrenzt wird, und wie vermag ein Blumenstrauß auch dem bescheidenen Heim Wärme oder Festlichkeit zu verleihen. Eine „Blütenlese“ unter den für den ländlichen Garten geeigneten Zierpflanzen möge dazu dienen, Anregung zu geben, wie man nahezu im ganzen Jahresablauf ohne große Aufwendungen und Mühen Blumen im Garten und für einen Strauß im Wohnzimmer bekommen kann.

Im Wintermonat Januar erscheint es uns kaum möglich, an irgendwelche Blumen im Garten zu glauben, und doch blüht die wunderbare Christrose (*Helleborus niger*) selbst unter Schnee und Eis in dieser kalten Jahreszeit. Kann man sich von einer größeren Staude ein kleines Teilstück des Wurzelstockes beschaffen, so pflanzt man es an schattiger Stelle in einen guten, frischen Boden. Am besten ist es, die Pflanze dann jahrelang ungestört am gleichen Platz stehen zu lassen, wo sie in jedem Winter in immer reicherm Maß blühen wird.

Auch der echte Jasmin (*Jasminum nudiflorum*) blüht bei sonnigem Wetter schon im Januar und erfreut uns selbst mit seinen nach sommerlichen Begriffen bescheidenen gelben Blüten, die an den langen, grünen Ruten des Strauches stehen, während die Blätter noch fehlen, ganz außergewöhnlich. Durch Einlegen von Ruten in gutes, lockeres Erdreich erreicht man deren Bewurzelung, und man kann sie danach leicht abtrennen und verpflanzen. Der Standort ist dann am besten an sonniger Mauer, wo die langen Zweige überhängen können, in frischem Boden zu wählen. Von